

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 32.

Dienstag, 8. Februar

1927.

### Die müde Diana.

(2. Fortsetzung.)

Ein Polizeiroman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Der Detektiv drehte den Schlüssel und öffnete die Tür. Der Kriminalwachtmeister trat schnell ein und schloß hinter sich ebenso schnell wieder ab.

Frey konnte seinen Ärger nicht unterdrücken. „Was wollen Sie denn hier?“ fragte er in unwilligem Ton. „Herr Petermann hat mir doch ausdrücklich erklärt, die staatliche Kriminalpolizei nicht in Anspruch zu nehmen.“

„Dann muß er es sich eben anders überlegt haben“, erwiderte der Wachtmeister kurz und legte Mantel, Stodhut und Aktentasche auf einen Stuhl des Gemäldesalons. „Sie dürfen überzeugt sein, junger Mann“, fuhr er lachend fort, „daß ich lieber zu Hause im warmen Nest liegen würde, als hier eine Nacht um die Ohren zu schlagen.“

Frey brummte etwas in den Bart.

„Na, seien Sie mal friedlich“, meinte der Beamte gutmütig, „ich habe gar nicht die Absicht, Ihnen ins Handwerk zu pfuschen. Ich bin froh, wenn ich um drei Uhr wieder türmen kann.“

„Meinetwegen können Sie gleich wieder abziehen“, erwiderte Frey. „Hier passiert doch nichts, die ganze Aufpasserei ist für die Katz.“

„Na, urteilen Sie nur nicht so voreilig; soweit ich mir ein Urteil erlauben kann, und ich tenne mich in solchen Sachen schon ein bißchen aus, ist mit der Möglichkeit eines Attentates immerhin zu rechnen.“

„Der Kerl wollte um zwölf Uhr hier sein, und jetzt ist es schon zwölfeinviertel. Der denkt gar nicht daran, uns hier mit seinem Besuch zu beehren.“

„Nun denn nicht“, erklärte der Wachtmeister gleichmütig und zog ein Kartenspiel aus der Tasche. „Wollen wir eine Partie Sechsendsechzig spielen?“

„Es wird das Klügste sein, was wir machen können“, stimmte Frey zu, und die beiden Männer gingen nach dem Hintergrunde des Raumes.

Vor der Tür zum Salon stehenbleibend, meinte der Wachtmeister, daß es doch eigentlich seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit sei, einmal nachzusehen, ob drinnen bei der müden Diana alles in Ordnung wäre.

„Darüber können Sie ohne Sorge sein“, erklärte Frey, „die pennt auf ihrem lila Samtkissen. Aber Sie haben recht, Vorsicht kann schließlich nicht schaden.“ Bei diesen Worten sperrte er das Schloß auf und stieg, von dem Polizeibeamten gefolgt, die wenigen Stufen empor.

Der Wachtmeister tastete nach dem Lichtschalter, eine Sekunde später flammte die elektrische Beleuchtung auf.

Ruhig und friedlich ruhte die müde Diana auf ihrem weißen Postament. Der Polizeibeamte knipste das Licht wieder aus und verließ hinter dem Privatdetektiv den Skulpturensalon.

Wenige Minuten später zeigte das laute Aufplätzen der Statisten an, daß die beiden Wächter in den gemütlichen Teil ihrer Tagesordnung eingetreten waren.

Pünktlich drei Uhr erhob sich der Kriminalwachtmeister und legte seinen alten Rodenumhang um die Schultern.

„Ich gehe zu Muttern. Mein Dienst hier dauert nur bis drei Uhr. Geben Sie gut acht, daß nichts mehr passiert, denn Sie werden ja schließlich dafür bezahlt,

noch fünf Stunden Trübsal blasen zu müssen. Ich bin überzeugt, daß heute nacht kein Unbefugter mehr den Salon betritt.“

„Ich auch“, erwiderte Frey und öffnete dem Polizeibeamten die Haustür.

„Wenn der Attentäter nicht schon dagewesen ist, jetzt kommt er nicht mehr“, erklärte der Beamte mit Überzeugung.

„Das meine ich auch. Gute Nacht, Herr Wachtmeister.“

Der Rest der Nacht verlief friedlich und ohne jeden Zwischenfall.

Schlag sieben Uhr erschien Petermann. Er pflegte zwar sonst erst gegen acht Uhr seinen Kunstsalon zu öffnen. Aber eine innere Unruhe trieb ihn schon früh aus dem Hause. Frey öffnete auf seinen Anruf schnell die Tür, erfreut, der langweiligen Nachtwache entkommen zu sein.

„Ist etwas passiert?“ rief Petermann mit einem leisen Zittern in der Stimme.

„Gar nichts, noch weniger wie nichts! Alles in schönster Ordnung! Sie hätten sich auch das Alarmieren der Kriminalpolizei ruhig ersparen können. Der arme Wachtmeister hat mir leid getan!“

Petermann machte ein erstauntes Gesicht.

„Polizei? Wachtmeister?“ fragte er. „Von wem sprechen Sie?“

„Von dem Kriminalwachtmeister, den Sie mir heute nacht auf den Hals geschickt haben.“

„Die Polizei war da, hier im Salon?“

„Aber ja, ich sagte es Ihnen doch bereits. Kriminalwachtmeister Gerlach vom Kommissariat 19 hat mir von zwölf bis drei Uhr Gesellschaft geleistet.“

Petermann griff mit der Rechten in den Hemdkragen und starrte dem Privatdetektiv wortlos ins Gesicht. Dann ward er schreckensbleich und eilte hastig nach dem Eingang zum Skulpturensalon. Mit zitternden Händen drehte er den Schlüssel im Schloß und stürzte die paar Stufen in die Höhe.

Der Privatdetektiv folgte kopfschüttelnd.

Plötzlich gellte aus dem kleinen Salon ein heller Aufschrei. Ein Schrei, der Wut, Entsetzen und Schmerz in sich vereinigte. Ein Schrei, der die Knie des Detektivs zittern machte, der unheilahnend in den Salon stürzte.

Mitten im Raum stand Petermann, die Arme weit von sich gestreckt, und der Detektiv Frey sah nun auch die Veranlassung, die dem Kunsthändler den Schrei entlockt hatte. Die Bildsäule der müden Diana war durch Übergießen mit einer tief schwarzen Farblösung vollständig ruiniert. Der Attentäter hatte ein Gefäß von mindestens zweihundert Gramm Inhalt über die Bildsäule gegossen. Vom Kopf beginnend, über die Brust bis zu den weißen Schenkeln herab zogen sich glänzende Streifen einer Flüssigkeit, die die Diana wie ein Zebra erscheinen ließen. Auch der Saum des Sockels wies eine Anzahl schwarzer Flecke auf. Der Privatdetektiv starrte die Bildsäule an, unfähig, ein Wort hervorzubringen. Petermann stöhnte und murmelte leise vor sich hin. Das hilflose Entsetzen des Detektivs, der



stumm und kindisch den Saum des Unterbaues betastete, entfachte bei Petermann eine sinnlose Wut, die man dem sonst ruhigen, bejahrten Manne nie zugetraut hätte. Er stürzte auf Frey zu, schüttelte ihn heftig und schrie: „Sie Idiot — Sie unfähiger Idiot der Sie sind! Wie ist so was möglich?“

Der Detektiv versuchte sich von der derben Umklammerung des Kunsthändlers freizumachen. Wortlos schüttelte er den Kopf.

„So reden Sie doch, Herr!“ schrie Petermann. „Für was bezahle ich Sie? Erklären Sie mir doch die Sache?“

Frey fuhr sich mit der Rechten durch die Haare. Die Schweifstropfen perlten auf seiner Stirn.

„Ich — ich weiß nicht!“ stammelte er. „Es ist nur eine Möglichkeit, der Kriminalwachtmeister selbst war der Täter.“

Petermanns Wut ebte langsam ab. Bei dem hilflosen Gebaren seines unfähigen Wächters wuchs die eigene Energie. „Stehen Sie auf“, sagte er schroff, „und hinaus mit Ihnen! Das heißt — nein, warten Sie, Sie werden wohl als Zeuge hier vernommen werden müssen. Die Tür wird verschlossen, niemand darf den Salon betreten.“ Schwankend wie ein Betrunkener, erhob sich Frey und folgte dem Kunsthändler hinaus in den Gemälde-raum.

„Was gedenken Sie zu tun?“ fragte er scheu, wie ein geprügelter Hund.

Petermann antwortete nicht. Er riß die Tür zu seinem Privatbureau auf und griff nach dem Hörer des Telefons. Als sich einige Sekunden später das Amt meldete, rief er:

„Fräulein, bitte sofort Verbindung mit dem Polizeipräsidenten.“

### Drittes Kapitel.

Professor Corell wartete im Dienstzimmer des Kommissars Rademacher auf seine Vernehmung. Der Kommissar hatte die bisher aufgenommenen Protokolle vor sich auf der Schreibtischplatte liegen, ihm gegenüber saß der Kriminalwachtmeister Muschal als Protokollant. „Also vorwärts, Muschal, wir haben noch weitere Zeugen zu vernehmen. Es erscheint der Bildhauer Franz Heinz Corell. — Ihr Alter, bitte, Herr Corell?“

„Fünfunddreißig Jahre“, erwiderte der Bildhauer, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann, mit offenen, sympathischen Zügen und einem glattrasierten Gesicht.

„Wo sind Sie geboren?“

„In Worms.“

„Ledig, verheiratet?“

„Ledig.“

„Sie haben den Professorentitel?“

„Tawohl, Herr Kommissar, den Kunstprofessorentitel.“

„Ich danke schön; weiter, Muschal.“ Mit dem Gegenstand der Verhandlung vertraut gemacht, gibt der Zeuge folgendes zum Protokoll. Rademacher legte den Bleistift auf die Tischplatte und drehte sich so, daß er dem Zeugen, der im vollen Licht des hohen Fensters saß, ins Gesicht blicken konnte. „Ich habe Sie absichtlich erst als dritten Zeugen gebeten, Herr Professor, um zuerst einmal einen möglichst klaren Überblick zu gewinnen. An Hand der Aussage des Kunsthändlers Petermann und des Privatdetektivs Frey, außerdem auf Grund meiner eigenen Untersuchungen und Ermittlungen an der Tatstelle, glaube ich zwar schon eine Hypothese aufstellen zu können, aber geklärt ist das mysteriöse Verbrechen natürlich noch in keiner Weise. Ich bitte Sie, sich zu der Angelegenheit möglichst ausführlich zu äußern.“

Der Gefragte hatte während der Einleitungsworte des Kommissars nervös mit dem Lederriemen seines Uhrenarmbandes gespielt. „Ich werde Ihnen wenig sagen können, Herr Kommissar“, antwortete er, „ich bin dermaßen erregt, entrüstet und empört über eine solche Roheit und Gemeinheit, daß ich mich erst langsam zu mir selbst finden muß. Aber ganz abgesehen von meinem seelischen Zustand, den Sie ja begreifen werden, dürften meine Aussagen auch bei einer etwas ruhigeren Stimmung ohne jeden Belang sein. Zur Sache selbst kann ich überhaupt nichts beifügen. Ich hatte ja auch gar keine Ahnung, daß Petermann durch

verschiedene anonyme Briefe über die Wahrscheinlichkeit eines Attentats vorher unterrichtet war. Die telephonische Benachrichtigung des Unglücks plakte mir heute morgen mitten ins Frühstück hinein, und als ich selbst im Kunstsalon „Mertur“ erscheinen konnte, sah ich nur noch die brutal ruinierte und nie wiederherzustellende Figur der Diana. Sie selbst hatten mit Ihren Beamten gerade einige Minuten vorher den Kunstsalon verlassen.“ (Fortsetzung folgt.)

### Sonett.

Aus jedem Tage wächst ein neues Ringen;  
Ein Sehnen, das sich zu den Höhen hebt,  
Ein Wollen, das von leeren Alltagsdingen  
Empor zu allem Großen strebt;

Empor von Schmerzen, die zu Boden zwingen,  
Die jeden Flug im Aufstieg schon gebremst,  
Ein Drängen, das mit engebundenen Schwingen,  
Sich gegen die Gewalt verzweifelt stemmt.

O, Seele, alle deine Leiden, die nicht enden,  
Kampf und Entsagung, immer neu beginnen,  
Nimm sie ergeben aus des Schicksals Händen.

Triffst auch dein Wut in sinnverhüllter Wut;  
Als Segen Schicksalsgabe zu gewinnen  
Sei deine Tat in Freude und in Qual.

A. Traumann.

### Die Puffotter.

Von G. Koenig (Düsseldorf).

Ein wundervoller Abend im südafrikanischenveld. Regenzeit — Frühling. Duffiges, saftgrünes Gras sproßt in üppiger Fülle rings um meine Grashütte, deren weicher, vorjähriger Grasbelag von den saftgrünen Tönen prächtig absteicht. Dazu die märchenhaft schönen Lichttöne eines Abends in den Tropen, — ein herrliches Bild für jedes empfindende Auge. Auf der Farm friedliche Stille. Das Vieh ist vom Weidegang zurückgekehrt, gemolken worden und ruht nun, behaglich wiederkäuend, in den Krälen. Die Eingeborenen haben sich in ihre hinter den Hürden liegenden Pontoks zurückgezogen. Selbst am gebrochenen durch die Körper der dazwischen ruhenden Tiere klingen die hellen Stimmen der Weiber zu mir herüber.

Ich sitze auf der rohgezimmerten Bank vor meiner Hütte und schmecke im Genuß einer Pfeife echten Kaffertabaks und — einem unabweislich höheren Genuß — der Betrachtung des herrlichen Sonnenuntergangs.

Weit schweift mein Blick über die Uferbänke des Swakops hin in die Fernen des afrikanischen Buschs. Dort drüben heben sich hochragende dunkle Schatten aus dem leicht gewellten Teppich der Savanne, die mächtigen Kameldornbäume am Weiler von Katjavia, der nächsten Wasserstelle. Am Horizont die grotesken Umrisse der Crongoberge, die, in blauer Ferne sich aufrühmend, das eindrucksvolle Bild der abendlichen Einsamkeit abschließen.

Mehr und mehr verblasen die glühenden Farben am westlichen Himmel. Die Lämmerwölkchen über den fernen Bergen durchlaufen alle Farbentöne, vom leuchtendsten Goldgelb bis zum tiefsten Purpurschwarz. Mehr und mehr verblaßt das Licht, Minuten nur verfließen — und Nacht bedeckt das Land.

Eine mondlose Nacht, wie geschaffen, die Pracht des südlichen Sternenhimmels zu bewundern. Fast senkrecht über mir steht das Kreuz des Südens, die Herrschaft behauptend am nächtlichen Himmel, und über den Horizont im Norden lugt, ein Bote der Heimat, der Kopf des nordischen Bären.

In den Hütten der Eingeborenen flammen die Feuer auf. Glackernde Lichter huschen über die Körper der ruhenden Kinder. Eines der Weiber stimmt ein Lied an, bald fallen auch die anderen ein in die wehmütige, getragene Weise. Die Begleitung des Gesanges übernimmt die Tierwelt des Buschs. Unaufhörlich zirpen die Grillen im hohen Gras, dann und wann gackert ein aufgeschrecktes Perlhuhn. Schlaftrunken gurr eine Wildtaube, ein Kauz läßt seinen klagenden Ruf erschallen, und unablässig, bald fern, bald nah, ertönt mitschlingendes, langgezogenes Zulen, das Wellen der Schakale.

In den Krälen ist es still geworden. Müde vom weiten Weidegange schläft das Vieh, nur zuweilen brüllt ein Stier halb im Schlaf oder ein Lamm schreit klaglich nach der Mutter. Die Hunde haben ihren Nachtdienst begonnen. Lautlos umkreisen sie die Ansiedlung. Dann und wann



miktrauisches Knurren, jetzt schlägt drüben einer wütend an, schnelle Sprünge von allen Seiten dorthin, alle eilen ihrem Gefährten zu Hilfe, ein tolles Gebelke, und dahin geht die wilde Jagd in die nachtschwarze Steppe.

Schnaufend und jaulend kehren die Helden zurück. Wieder beginnt der lautlose Pirschgang um die Werkst herum. Und wieder ist Schweigen auf Olamwio, bis nach einer Viertelstunde ein anderer Schafal durch seinen Borwits die nächtliche Ruhe stört — und die wilde Jagd von neuem beginnt.

Der Gesang in den Hütten der Eingeborenen ist längst verstummt. Auch mir verrät ein zunehmender Gähnriss, daß Morpheus eines Opfers bedarf. Ich klopfte meine Pfeife aus und trete in die Hütte. Sofort erscheint schweißbedend Nero, mein Leibwächter, ein mächtiger Hühnerhund. Lange schon hat er mit Sehnsucht darauf gewartet, daß sein Herr schlafen geht, denn ihm macht in seinem sehr reifen Alter die Jagd auf die abernen Schafale, die man doch nie kriegt, schon längst keinen Spaß mehr. Viel lieber liegt er nachts vor meinem Bette und wacht — oder pennt! Auch jetzt rollt er sich mit einem Seufzer der Befriedigung zu einer etwas umfangreichen Schlummerrolle zusammen und beobachtet aufmerksam meine Dantierungen.

Ich zünde den Kerzenstumpf in der Stallaterne zu Häupten meines Lagers an, nehme ein Buch zur Hand und werfe mich auf das Lager. Das Altgestell tracht bedenklich, aber als mutiger Mann höre ich nicht darauf. Ich beginne zu lesen. Ist nun das Licht so schlecht oder bin ich so müde: meine Augen beginnen zu streiken. Ich lege das Buch fort. Ein paar Minuten nur will ich ruhen. Dann werde ich meinen abendlichen Rundgang machen.

Rubelos wälze ich mich hin und her. Eine unerklärliche Unruhe quält mich. Alles ist doch in schönster Ordnung. Das Vieh vollzählig, die Eingeborenen in schönsten Frieden, die Jagd gut — was war es denn nur? Jetzt fiel es mir auf: die Puffotter. (In Südafrika häufige Giftschlange. Armsdid und über meterlang.)

Am Vormittag hatten wir eine dieser Giftschlangen, von denen die Gegend wimmelte, am Kral gefunden und totgeschlagen. Aber noch eine zweite Viper war dabei gewesen. Deutlich wahrnehmbar lief die Spur ihres walsenförmigen, massigen Körpers über einen Streifen weichen Sandes. Im hohen Grase dicht bei meiner Hütte endete sie. Alles Suchen der Eingeborenen blieb vergebens. Das Tier konnte nicht gefunden werden.

Sollte das Vieh sich etwa in meine Hütte verrochen haben? Das wäre eine schöne Beförderung! Schlangen lieben Wärme. In den dicken Graswänden meiner Hütte knisterte es heute wie immer. Oder doch etwas stärker, anders als sonst? Mir wurde etwas unheimlich zu Mute. All mein angeborenes Phlegma rief ich zu Hilfe, machte mir klar, daß es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich sei, daß gerade diese Viper meine Hütte zum Obdach wählen würde.

Da sahste eine Schlange dicht an meinem Ohr! Durch alle meine Glieder fuhr mir ein Schlag! Im ersten Schrecken reiße ich weit die Augen auf — und empfinde sofort instinktiv, daß dies ein Fehler war. Die Schlange hatte geschluckt, war also gereizt. Jede schnelle Bewegung mußte ich vermeiden — sonst hatte ich ihre Giftzähne in der Kopfhaut sitzen! Die nun folgenden zehn Minuten werde ich nie in meinem Leben vergessen. In einem blutroten Nebel sah ich über mir im Dämmerlicht die Dede und einen Teil der Seitenwand der Hütte. Was dort hing, Gewehr, Art, Säge und Gehörne, führte vor meinen überreizten Sehnerven einen tollen Wirbeltanz auf. Meine Haare standen zu Berge. Kalter Schweiß bedeckte meinen Körper. Nur ein Gedanke: keine Bewegung!

Wieder zischt es: „Pff! Sst!“ Mein Herz schlägt witzelnd. Ich fühle meine Pulschläge bis in die Fingerspitzen. Aber — der Verstand des Kulturmenschen, das trainierte Gehirn beginnt allmählich sich aufzulehnen gegen die Diktatur der Nerven. Wenn ich liegen bleibe, bin ich in einer halben Stunde, wenn nicht wahnsinnig, so doch ein nervöses Brack! Lieber tot als verrückt. Fort von dem Eck!

Zum Versuch schließe ich ein Auge. Nichts passiert. Ich hebe eine Hand ein wenig. „Sst! Pff!“ Das Vieh paßt auf! Aber — raus aus der Falle muß ich! Langsam ziehe ich die Beine an, langsam, ganz langsam stütze ich die Hände auf den Rahmen des Bettgestells. Es zischt wieder: „Sst!“ Noch eine Minute liege ich reglos, dann — ein stampfendes Spannen aller Muskeln — wie von einer Feder geschleudert, fliege ich aus dem Bette mitten in die Bude — und lande als Volltreffer auf dem armen Nero, der laut aufbeulend in fliegender Fahrt das ungestaltliche Dach verläßt!

Ich springe auf, vom Bett zurück und stiere auf das Kopfenbe. Nichts zu sehen. Duster brennt der Kerzenstumpf in der Laterne. Mit einem Stod werfe ich die Decken vom Bett. Auch nichts. Da, wieder ein Zischen vom Kopfenbe her, jetzt wieder, lauter als je: „Pff! Sst! Pff!“ Die Kerze brennt dunkler. Nochmals das Zischen: „Sst! Pff!“

Sprachlos, mit offenem Munde glocke ich die Laterne an, lasse mich auf den nächsten Stuhl fassen und — lache, lache so laut und so lange, daß von den Hütten der Eingeborenen fragende Stimmen herüberklingen, und Nero mit halb lächelndem, halb miktrauischem Hundeantlitz wieder hereingetroffen kommt.

Ich hatte die Viper entdeckt. Sie war — das Kerzenstümmelchen in der Laterne, das, am Ende seiner Tage angelangt, einen verzweifeltsten Kampf gegen den Nachtau führte und mit entrüstetem Zischen und Fauchen seinen frühen Tod beklagend starb. Meine Erinnerung an die Schlangenepisode des Vormittags hatte genügt, um durch Autosuggestion die Hütte mit Vipern zu bevölkern.

Man hat mich weiblich ausgelacht wegen der Affäre. Aber ich glaube, alle die Lacher würden genau so gehandelt haben wie ich. Am nächsten Morgen suchte ich die uns entgangene Puffotter, schlug sie tot und umgab meine Hütte auf allen Seiten mit einem breiten Streifen weichen Sandes, in dem ich jeden Abend feststellen konnte, ob sich Schlangenbesuch eingefunden hatte.

Denn die zweite Schlange hatte ich in meiner Hütte gefunden, um eine der schrägen Bettstreben gewickelt!

## Verischwendet.

Von Maria Ibele.

Leuchtendrote Schirme standen zwischen weißen Tischen, weißen Stühlen. Sonne überglückerte die Rieswege.

Dr. Worscha hatte Mokka vor sich, der erkaltete. Die Zigarette verzehrte sich zwischen seinen Fingern. Er war über eine „Illustrierte“ gebeugt, aber es fehlte ihm jede Konzentration. Er fand sie selber lächerlich, diese Nervosität, die in ihm war. War es denn nicht eine Verrücktheit? Er sah hier und wartete, wartete fiebernd auf sie, auf eine Unbekannte, von der er so viel wie nichts wußte, die er nur ein paarmal hier im Café gesehen hatte. Sie war auch nicht besonders hübsch, hatte bleichsüchtig helle Haare, einen winzigen runden Mund. War der vielleicht daran schuld? Nein, es war ja doch noch ein ganz leidenschaftsloser Mund — ein Kindermund! Worscha ärgerte sich, daß er gästern, als sie zufällig an seinem Tische saß, sie nicht einfach angesprochen hatte. Es gab doch so viel Anknüpfungspunkte.

Er blätterte um, ganz mechanisch. Er trank Mokka, ganz mechanisch. Dann schnellte er die Zigarette weg, die sich verbrauchte hatte.

Plötzlich mußte er aufsehen; es riß ihm den Kopf richtig in die Höhe: sie stand ihm gegenüber. Er war so verhofft, daß er beinahe gegrüßt hätte. Vielleicht setzte sie sich wieder zu ihm? Sie nahm aber am Tische nebenan Platz, aber so günstig, daß er sie gut beobachten konnte. Um nichts in der Umgebung kümmerte sie sich. Sie ist sicher aus sehr gutem Hause, sagte sich Worscha und bedauerte es beinahe.

Als sie merkte, daß sie beobachtet wurde, nahm sie ein Notenheft aus der Tasche, die sie neben sich gelegt hatte, und vertiefte sich darin. Sie scheint Musik zu studieren, kombinierte er.

Plötzlich errötete sie leicht. Ein junger Mensch kam vorüber, blieb stehen und grüßte ehrerbietig. Dann trat er zu ihr, in Entfernung, küßte ihr die Fingerspitzen, und so lange er mit ihr sprach, hielt er den Hut in der Hand.

Wie melodisch ihre Stimme klang und ihr Lachen!

Der junge Mensch setzte sich zu ihr und trank Limonade. Worscha horchte angestrengt zu, als ob er ein Recht hätte, zu erfahren, worüber die beiden sprachen. Sie plauderten so harmlos miteinander, daß Worscha beruhigt war; ja, er sah ihnen sogar ohne Eifersucht nach, als sie gingen. Von dieser Seite also ist keine Gefahr, sagte er sich und nahm sich vor, am nächsten Tag ein Zusammentreffen mit ihr an einem Tische zu erzwingen.

Den nächsten Tag, die folgenden Tage und Wochen aber wartete er vergebens. Die kleine Unbekannte blieb aus. Worscha nannte sich einen Narren, als er durch die Stadt rastete in der törichtesten Hoffnung, ihr zu begegnen. Es war doch völlig aussichtslos in einer so großen Stadt, bei dem Gedränge in den Straßen.

Und doch sah er sie wieder, in einem Augenblick, in dem er gar nicht daran gedacht hatte. Vor einer Anlage ging sie auf und ab, wie wenn sie auf jemanden wartete. Worscha blieb in der Nähe.

Plötzlich sah er den jungen Menschen von damals kommen. Er trat zu ihr, nickte als Gruß, den Hut auf dem Kopf, die Zigarette blieb im Munde. Die Hände in den Hosentaschen schlenderte er neben ihr her.

Obne nochmals umzusehen, ging Dr. Worscha nun seine Wege.





## Frühentwickelte Kinder.

Es gibt wohl nicht allzuvielen Eltern, insbesondere Mütter, die in ihren Kindern nicht etwas Besonderes sehen würden, denen es nicht dünken würde, daß ihre Kinder weiter entwickelt wären, als alle anderen, die sie kennen, in dem gleichen Alter. Wie nett und wie früh lernt es die Worte bilden, wie lieb sind seine Einfälle. . . . In allem scheint es vom frühen Alter eine hervorragende Intelligenz zu entwickeln, und schnell sind dann die Mütter dabei, davon zu träumen, welche Leistungen einst dies ihr Wunderkind hervorbringen wird, wie es in der Schule glänzen, welche Stelle es einmal im Leben einnehmen wird.

Sa, das sind eben die Augen der Liebe, mit denen die Mutter sieht und die sie alles verklärt und besonders rösig erscheinen lassen; denn wenn auch im Grunde genommen schließlich jedes Kind wirklich ein Wunder ist und staunenswert und unbegreiflich die Entwicklung, die es nimmt, das Anwachsen seiner physischen Kräfte und Leistungen und das Erwachen seiner geistigen Fähigkeiten, so ist doch gar oft die Entwicklung, die die Mutter bei ihrem Liebling als ganz etwas Besonderes anschaut, im Grunde nur ganz normal und durchaus nicht über das durchschnittlich übliche Maß hinausragend.

Oft sagen wir: Nicht immer natürlich; denn es gibt schon Fälle, in denen Kinder irgendwie besonders früh heranreifen und Fähigkeiten entwickeln, die eigentlich erst einem viel späteren Alter gemäß erscheinen. Die Geschichte weiß eine ganze Reihe solcher Fälle zu berichten. Besonders aus der Musikwelt sind zahlreiche zu nennen, die ihre große Begabung schon in einem zarten Kindesalter erwiesen haben. Am bekanntesten ist hier der junge Mozart, der mit Recht zu seiner Zeit als ein Wunderkind galt. Aber ähnlich war es auch bei Rameau, Haydn, Cherubini, Mendelssohn, Händel. Auch das mathematische Genie zeigt sich manchmal schon in einem sehr frühen Alter. So erstaunte der kleine Gauß, als er die Volksschule besuchte, seinen Lehrer oft nicht wenig durch seine hervorragenden rechnerischen Leistungen, und schon damals erfaßte er mathematische Formeln, die ihn an sich sehr langwierige Aufgaben in einem Bruchteil der Minute lösen ließen. Ähnlich wird von Pascal berichtet, daß er als kleiner Knabe auf dem Fußboden mit Kreide Kreise und Linien zeichnend, aus eigenem Antrieb und ohne Anleitung, denn der Vater widerstand sich seiner allzu frühen Reizung, sich mit Mathematik zu beschäftigen, wichtige Lehrsätze ableitete. Sehr früh reif wurde auch der berühmte Rechtsgelehrte Grothius, der schon mit 10 Jahren die Universität bezog. Auch Bentham, der Begründer des Utilitarismus in der Philosophie, begann seine Hochschulstudien bereits mit 13 Jahren, ähnliches wird von John Stuart Mill erzählt. — Unter allen Wunderkindern dürfte aber das berühmteste der kleine Beethoven gewesen sein, der 1721 in Bonn geboren worden ist. Schon als er 13 Monate zählte, lernte er Geschichte und mit drei Jahren beherrschte er ganz die lateinische Sprache und lernte die Pandekten auswendig. Freilich starb dieser Knabe bereits mit 5 Jahren.

Wenn eine frühe Begabung sich mit solcher Macht äußert, wie bei den eben erwähnten Fällen, dann stehen die Eltern meist dem machtlos gegenüber und können die von der Natur vorgeschriebene Entwicklung nicht hemmen. Künstlich aber die frühe Entwicklung der Kinder noch unterstützen und fördern sollte man niemals tun; denn an sich ist es für das Kind nicht günstig, wenn es sich allzu rasch entwickelt. Der Kräfteverbrauch ist dann allzu stark. Entweder leidet der Körper auf Kosten des übermäßig entwickelten Geistes, so daß das Kind zeitlebens ein Schwächling bleibt; oder aber, was auch nicht allzu selten geschieht, auch die geistigen Fähigkeiten lassen allmählich nach, es ist als ob sie sich schon im Kindesalter verbraucht hätten, und das Kind, das zuerst seinen Kameraden meilenweit vorausgeeilt war, kann, wenn es heranwächst, kaum noch mit dem Durchschnitt Schritt halten.

Insbesondere in dem ganz zarten Kindesalter ist es ein Unfug, wenn man die Entwicklung des Kindes beschleunigen will, indem man sich übermäßig viel mit dem Kleinen beschäftigt und ihm allerlei Kunststücke beibringt. Man sollte nie vergessen, daß schon das, was das kleine Wesen normalerweise lernt, das Erwachen der Sinne, das Gehen- und Sprechlernen, ungeheure Leistungen für das kleine Gehirn darstellen. Es bedeutet unbedingt eine Überlastung, wenn

man darüber hinaus noch mehr von ihm verlangt. Und auch dann später sollte man, wenn auch das Kind seinen Kameraden in der Entwicklung voraus ist, dies eher hemmen als noch künstlich unterstützen.

Viele Eltern, die stolz sind auf die Fähigkeiten ihres Kindes, legen ihren Ehrgeiz darein, ihm noch vor Beginn der eigentlichen Schulzeit die Kunst des Lesens und Schreibens beizubringen, um es dann, wenn möglich, gleich in eine höhere Schulkasse zu bringen. Dabei wird aber übersehen, daß das Kind auch mit 6 Jahren noch ein sehr „großes“ Kind ist, und daß es vollkommen genügt, wenn es da mit Lernen anfängt. Vorher soll es, auch wenn es an sich die Fähigkeiten zum Begreifen der ersten Lernkünste schon besitzt, ruhig noch ganz dem freien, ungeszwungenen Spiel leben. Wenn man ihm Zeit läßt, noch körperlich kräftiger zu werden, dann wird es nachher in der Schule um so erfreulichere Fortschritte machen.

Ganz verkehrt ist es natürlich, wie man es leider gar oft beobachten kann, daß Mütter, die stolz sind auf ihre Kinder, dies auch den Kindern gegenüber nicht verbergen können, sondern mit ihnen vor jedem Besuch prunken und sie als die Wunderkinder vorführen. Das merken sich die Kinder natürlich sehr bald, fangen an, sich als Ausnahmewesen zu fühlen und sich auch ihren Altersgenossen gegenüber als etwas Besonderes aufzuspielen.

## Die Küche in Amerika.

Die französische Küche zeichnet sich durch Raffinement, die englische durch Einfachheit, die deutsche durch Leichtverdaulichkeit aus; die amerikanische dadurch, daß sie die drei entgegengegesetzten Eigenschaften in sich vereint. Das Land bietet zwar eine Fülle satigster Früchte, besten Geflügels, billigen und guten Fleisches usw., aber der amerikanischen Küche fehlt die feinere Zubereitung, die Speisen sind höchst sonderbar zusammengestellt und dem Magen wenig zuträglich. Auch die Kunst rechten Servierens liegt noch recht im Argen. Obst und Fleisch, Gemüse und süße Speisen pflegt man wirr durcheinander zu essen. Dazu steht noch eine Menge scharfer und süßer Sachen auf dem Tisch. Dazwischen ist man — kein Zeichen guten Geschmacks — heiße Butterschnitten und trinkt Tee und Eiswasser dazu. Eine große Rolle spielen auch die Konserven; alles mögliche und unmögliche gibt es in Blechdosen: Suppe, Fisch, Geflügel, Gemüse, Schweinefleisch, Rindfleisch, Obst und allerhand Wurst und Sülzen. Das Obst ist gut, die übrigen Sachen nicht immer im Einklang mit den Nahrungsmitteln. Eingekochte Mag hierbei werden, daß im allgemeinen alle Konserven einen verminderten Nährwert besitzen, da durch den langwierigen Konservierungsprozeß die Vitamine getötet werden. Die bei uns hochgeschätzten Austern sind drüben ungeheuer häufig und ein Vollnahrungsmittel; man genießt sie mit Tomaten, Zwiebeln, Gurken, scharfen Saucen. Gutes leistet die amerikanische Küche im Braten von Geflügel. Fleisch ist, wie schon oben erwähnt, billig und kommt öfter auf den Tisch als bei uns. Eine große Rolle spielen ferner allerhand Pasteten. Auf dem Lande bevorzugt man eine mehr breiartige Nahrung: Mais, Reis oder Bohnen mit fettem Fleisch zusammengekocht. Sehr beliebt sind Süßigkeiten in allen nur erdenklichen Formen. . . . Der Amerikaner ist rasch. Die täglichen Mahlzeiten sind — anders bei uns — den dortigen Hausfrauen kein Gegenstand längerer Überlegung und sorgfältiger Zubereitung. Dabei sind Zahn- und Magenkrankheiten häufig in Amerika anzutreffen. Die vornehmen und reichen Kreise haben meistens einen französischen Koch oder eine deutsche Köchin.

„Bobachs Moden-Album“, Frühjahr und Sommer 1927, herausgegeben von Ruth Jansch (W. Bobach u. Ko. G. m. b. H., Leipzig C. 1) ist rechtzeitig erschienen und bringt reichvolle modische Neuheiten, wie z. B. das Bolerokleid für jugendliche Figuren, das Redingotkleid für stärkere Frauen, den Stufenrock und vieles andere. Besonderer Wert wurde auf die bestickten Abendkleider gelegt. Sämtliche Schnittmusterpreise wurden wesentlich herabgesetzt, so daß das Album auch in dieser Beziehung den großen Vorteil der Preiswürdigkeit besitzt. Ein großer doppelseitiger Schnittmusterbogen und ein Bogen mit Aufbügelmustern liegen bei.